

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

143 (22.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Bange Nacht

Frau Ella wandte die große Steintreppe, ihrer Sinne kaum mehr mächtig hinunter. Wie ein Rost brannte sich nur der eine Gedanke in ihr Hirn: Die Gefahr! Wie war sie dorthin nur die Treppe hinauf gekommen mit der Last des achtjährigen Kindes auf dem Arm? In ein großes, helles Zimmer wurde sie geführt, das Kind ihr von einer Schwester abgenommen, auf einen Tisch gebettet, entleibet. . . . Und dann war der Arzt sofort in der Nacht noch gerufen worden . . . er hatte das Kind sanft untersucht. Die Gefahr lag mit großen feberhaften Augen auf die Mutter, qualvolle Angst prägte sich auf dem zarten Kindergesicht aus. Sträubig hingen ihr die blonden Locken in die Stirn und die kleinen Hände zitterten. „Sofort operieren!“ lautete die Diagnose des Arztes. Die Mutter wurde hinauskomplimentiert, mit ein paar armseligen Worten getröstet. Waren die Füße aus Blei? Frau Ella konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Kaum hätte sie zu sagen vermocht, wie sie nach Hause gekommen war. Mechanisch entleibete sie sich . . . immer nur das eine Bild vor Augen: mein Kind . . . nun liegt es auf dem Operationstisch . . . nun wird es in Hartole verlegt . . . blinde Welter liegen bereit . . . der Arzt . . . die Schwester mit ernten, sorglosen Mienen . . . das arme kleine Herz . . . es wird flattern wie ein verhängnisvoller Vogel! Wer hätte gedacht, daß die Leibschmerzen — Blinddarmentzündung hervorgerufen würden! Wenn ich doch nur schlafen könnte, dachte Frau Ella verweilt. Schlafen, während mein Kind verbleibt . . . sie hob sie, sie schrie auf . . . sie wälzte sich wie eine Mahlinnise auf ihrem Lager. Gedanken auf Gedanken kreuzte ihr Hirn, einer immer fürchterlicher und quälender als der andere. Ihr Gehirn erschien ihr wie ein riesiger Ameisenhaufen, in dem es wild und ungeordnet durcheinanderwirbelte. Gebete rannten sich verzweifelt ihren Lippen ab, Beschwörungen, Verprechungen. Demut kam über sie, eine nie gekannte Weichheit, ein sich so klein, so ohnmächtig Fühlen, ein versmeißeltes sich Aufbäumen, während kalter Schweiß aus ihren Poren brach.

Endlich grante der Morgen, ein fahler Morgen mit faserigen, schwärzlichen Wolken. Ella erhob sich wie erschlagen, sah beim Ankleiden zufällig in den Spiegel und erschauerte vor ihrem Aussehen. Um Jahre gealtert sah sie aus, tiefe Ringe lagen unter den Augen, die Wangen waren ganz hohl und eingesunken.

Wieder der Weg, dieselbe Straße, die sie gestern früh und mild vor Schmerz, vor namenloser Angst und kümmerlicher Liebe zu ihrem Kinde zurückgelegt. In grauem Dämmer lag das Ziel vor ihr, das Krankenhaus, das in dieser Nacht über das Schicksal ihres Kindes entschieden hatte. Ella zog die Treppe hinauf. Es war noch kühl und kaum eine Schwester zu sehen. Das war ihr gleichgültig. Was galten ihr alle Geheise der Konvention, alle Gebundenheiten der Sitte, alle Rücksichten, die sonst zu über ihr leichtes Pflicht wägen. Beschlüssig hand sie vor dem Saal, wo sie ihr Kind wußte. Da kam die Schwester. Ella konnte vor innerer Erregung kein Wort herausbringen. „Es ging alles überaus gut . . . Die Gefahr ist ab, wollen Sie sie sehen!“ Tränen entströmten den Augen der Mutter, die Entspannung war zu plötzlich und gewaltig gekommen. Sie ging wie durch Zauberkräfte bis an das Bettchen, in dessen Kissen sonst und gleichmäßig atmend die kleine Piesel lag. O Freude, o Glück dieses Augenblicks, durch kein anderes Erlebnis an Unmöglichkeit, an Verzweiflung aufzuheben. Liebe der Mutter, die sich selbst nicht für jedes Opfer, für jede Sorge und Verlassen schämt im Augenblick des Gesundes bringenden Schlafes, der ihr Kind aus größter Gefahr dem Leben zurückgab.

H. D.

Opernabend der badischen Musikhochschule

Nachdem die jungen Kräfte der Theaterakademie eine wohlgeleitete Probe ihres Könnens vor der Öffentlichkeit abgelegt hatten, stellte sich nun die Opernhochschule der Musikhochschule im Studentenhaus einem größeren Publikum vor. Auch hier lernte man eine Reihe begabter und technisch gut durchgebildeter Sänger und Sän-

gerinnen kennen, die auch schauspielerisch beachtliche Fähigkeiten aufwiesen. Diese Tatsache verdient umso mehr festgehalten zu werden, als die Studenten der Musikhochschule ja nicht wie die Mitglieder der Theaterakademie Gelegenheit haben, als Statisten Schüchternheit und Angst vor dem ersten Auftreten zu überwinden. Es ist ein glücklicher Gedanke, diesen Prüfungsconcerten und -Spielen den ersten Kritik- und Gerichtscharakter zu nehmen und das Examen in eine Gabe an das musikalische Publikum umzuwandeln. Man stellte Ausschnitte aus bekannten und beliebten Opern zur Diskussion. Dadurch war jedem der zahlreichen Zuhörer Gelegenheit zu Veraleich und Urteil gegeben. Gleichgültig war aber auch die Aufgabe der jungen Solisten bedeutend erschwert. Die Komponisten Kienzl, Lortzing, Offenbach, Weber, Gounod, Leoncavallo und Verdi bieten nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten. Trotzdem haben die jungen Sängerinnen und Sänger, im großen ganzen betrachtet, ausgezeichnet abgeholfen. Einzelne Szenen wie die

aus dem Haffenschied und aus dem Freischütz wurden ganz reizend dargestellt und gefungen. Der mangelnde Deckungsbeitrag wegen konnte kein vollwertiger Eindruck erzielt werden, doch malen die Herren Anspäcker, Geißle und Baaner aus der Kassenmeisterliste Gaimir mit Unlich und Anspäcker Helene Junfer nicht immer leichtes Amt. Aus der Gesangsliste Helene Junfer stellen sich mit viel Erfolg vor: Paula Baumann, Marika Bed, Luise Grollmann, Karl Doll, Fritz Hill, Paul Nikolaus, Marika De-mald, Hildegard Rahner und Anna Schmeissle. Nicht minderes Können zeigten die Schiller Dr. Zimmermanns: Willi Dieterich, Fritz Fehner, Karl Summel, Ottilie Kainbach, Heinrich Lohmann, Trudel Müller und Meta Wenner. Ebenso bewährten sich Anne Thoma und Werner Schulte. Nicht verlesen sei auch des Oberleiters Viktor Pruisa, dessen vornehme und sachliche Ein-studierung in der natürlichen Darstellung der einzelnen Szenen wir-tungsvoll zur Geltung kam.

Spanische Bombenromantik

Lebensgefährliche Spielereien der Anarchisten

Aus Madrid wird uns geschrieben:

In Spanien ist zur Zeit eine Bombeninfektion ausgebrochen. In den verschiedensten Orten wurden plötzlich Explosivstoffe gefunden: zuerst, wie gewöhnlich, in Sevilla, dem Aufbruch der Anarchisten, — etwa 250 fertige Bomben; dann in Madrid, einem Tag später, etwa 130 Bomben allerer Qualität, meiste 50 Stück in Zaragoza, 60 in Bizcaya usw. — In Scheunen, hinter Türen von Restaurants lagen sie verstreut und warteten darauf, ihrer zerstörenden Bestimmung zugeführt zu werden. In der Nähe von Cordoba hat man das Glück gehabt, einen Mann bei ihrer Herstellung zu ertappen. Aus Versehen ging ihm ein Kasten Dynamit in die Luft, was nicht geräuschlos zu geschehen pflegt, und selbst die wohlwollendsten Nachbarn konnten die Explosion vor der Polizei nicht ablesen, zumal Mutter und Schwester des Mannes, die der interessantesten Beisichtigung des Bombenmachers zugehört hatten, schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Der Mann selbst blieb unverletzt und konnte in Gewahrsam genommen werden.

Bombenfabrikation als Kometenleiter

Die extreme Arbeiterbewegung Spaniens, die hinter diesen Mordanschlag steht, ist der anarchistische Syndikalismus. Der Kommunismus hat in Spanien nicht recht Fuß fassen können. Diejenigen Teile der Arbeiterklasse, die noch nicht für die Sozialdemokratie gewonnen sind, hängen an der alten anarchistischen Tradition, denn der Spanier kann sich nicht leicht von Ueberlieferungen trennen. Aus diesem Grunde sind die „Kommunisten“ in Spanien vielfach „Salonkommunisten“, d. h. mehr oder weniger reiche Bürger, die ihr langweiliges Rentnerleben ein bißchen würzen und ihren Freunden vom Stammtisch (der „tertulia“) imponieren wollen. Der Arbeiter dagegen ist entweder überzeugter Sozialist oder eben Anarchist, Jünger Bakunins oder Kropotkins.

Bomben zu fabrizieren, Versuchsvorhaben zu inszenieren trägt viel Geheimnisvolles mit sich. Das Bestreben mißliebiger, und selbst vertraut-angenehmer Dinge, erfreut das Herz jedes Kindes. Der Spanier ist seiner ganzen Natur nach ein eigenmächtig vertriebtes Kind. Schon aus diesem Charakterzug heraus erklärt sich, weshalb der Anarchismus, eine bei anderen Völkern längst überwundene Bewegung, in Spanien noch eine gewisse Rolle spielt. Aber noch eine andere Charaktereigenschaft des Spaniers liefert dieser Bewegung Vorhieb: der starke Unabhängigkeitsdrang, der ganz zum Individualismus führt.

Arbeiterhässliche Revolutionsspiele

Der Anarchismus hat der spanischen Arbeiterbewegung aufschwerliche gegeben. Die spanische Arbeiterklasse ist zerplittert, Teilstreiks, kleine Unruhen, Terror, Bombenattentate, Sabotage, die Mittel der anarchistischen Syndikate, können zwar immer neuen

Auftrieb in die Bevölkerung tragen, aber sie zerstören auf der anderen Seite jede Möglichkeit einer einheitlichen Arbeiter- und Lohnbewegung. Haben die Sozialdemokraten beispielsweise einen Tarifvertrag mit den Unternehmern abgeschlossen, so verlangen die Anarchisten stets höhere Tarife, labortieren den Vertrag durch schnellorganisierte Teilstreiks oder, das in die Luftsprangen einer Unternehmerrilla. Die Folge: Annullierung des gesamten Tarifvertrages.

Sozialistischer Vornarr

Schon während der Diktatur hatten sich die anarchistisch beeinflussten spanischen Arbeiter zu Syndikaten zusammengeschlossen, die mittlerweile zwei verschiedene Richtungen vertreten: eine extreme und eine gemäßigtere. Die Grundorganisation dieser Syndikate bildet die „Confederación Nacional del Trabajo“, die auf der Basis von föderativ-organisierten Berufsverbänden, die wiederum lokal und regional zusammengelagert sind, aufgebaut ist. Diese „C.N.T.“ ist von ihrer ursprünglichen Form, die Aktions-Initiative jeder einzelnen Federalgruppe zu überlassen, in gewissem Sinne abgespannt. Sie besitzt heute eine Bürokratie, die die Geschäftsführung der Syndikate und die Regelung verhältnismäßig einheitlicher Aktionen in der Hand hat. Bis vor einem halben Jahr ist dieses Syndikat zahlenmäßig ziemlich stark gewesen, es beläuft sich auf 600 000 Anhänger. Durch die starke Propaganda der sozialistischen Gewerkschaften, die während der Diktatur nur wenig Erfolg hatten, nimmt aber die „C.N.T.“ ständig ab, dafür vertritt u. a., daß die sozialistische Gewerkschaft heute bereits 1 200 000 Mitglieder zählt gegenüber 250 000 vor der Republik!

Die monarchistischen Kostspiel

Von der „rechten“ C.N.T. hat sich nunmehr eine Linksgruppe abgespalten, die „Föderation Anarquista Iberica“, die in laien Gruppen, ohne Bürokratie, direkte Aktionen“ unternimmt, also es gleichsam jedem ihrer Mitglieder überläßt, in seiner Gruppe einen Streik zu organisieren, eine Fabrik zu labortieren, Bomben zu werfen usw. Die Bombenfunde der letzten Zeit sind ausschließlich bei Mitgliedern der F.A.I. gemacht worden.

Daß die Unruhen unter den anarchistischen Arbeitern in den letzten Monaten und Wochen wieder so stark zugenommen haben, erklärt sich zum Teil wohl auch aus der scharfen Propaganda der von den Monarchisten Spaniens bestochenen Agitatoren, die Dörfer und Städte Andalusiens durchziehen. Natürlich macht sich auch in Spanien die allgemeine Wirtschaftskrise bemerkbar, aber der Karitativ beschleunigt und unterstützt diese Not und Krise nur zu gern. Der Großgrundbesitzer läßt aberten, oder sogar das Land völlig brachliegen. Der Minenbesitzer fördert, damit der Betrieb nicht aussetzt, gerade so viel, wie er bestimmt auf dem Weltmarkt absetzen kann. Die Folge ist vermehrte Arbeitslosigkeit, die von trüben Interessengruppen weidlich ausgenutzt wird.

VI.

Im Märchen des Lebens.

Ich lebe in einem Märchen. Meine Kubestätten sind Plüschfauteuils, Ligerdecken, die Chaiselongue. Die Frau, deren Oberlippchen von Brillanten glitzern, deren Finger und Arme mit Goldzieraten geschmückt sind, macht mich zum Schöpfungshübschen, die beiden Töchter — schöne Mädchen in den ersten Seidentollen — umschmeicheln mich. Ich erhalte keine Speisen, mein Halsband ist durch ein prachtvolles neues ersetzt, endlich erhalte ich einen passenden Bekford.

Ich fahre mit dem Herrn im Auto oft in das Stadtzentrum, der Chauffeur hat mich liebgekommen. Nur ein Schatten quält mich — die Frau des Portiers ist mir nicht gutgefällt. Eine Bemerkung verriet es mir:

„Es ist eine Sünde, was die mit dem Hund treiben. Davon könnten einige Kinder gut leben.“

Diese Frau ist unflug. Eifersucht hätte sie nicht um einen Großen mehr, wenn ich nicht hier wäre, zweitens weiß sie nicht, daß auch ich schwer Entscheidungen befehlen habe. Eigentlich soll sich doch ein Armer freuen, wenn ein anderer emporeißt und sich an der Sonne der gesellschaftlichen Höhe ergötzen kann.

Einer der großen Menschen — Dichter Goethe heißen sie ihn — soll gesagt haben, daß die Menschen der Verstand gebrauchen, um tierischer als das Tier zu sein. Der verständnislose Meid setzt den Menschen unter das Tier.

In der Villa ist große Gesellschaft. Alle Räume sind beleuchtet, der Garten gefüllt mit frohen, lachenden Menschen. Ich schleiche mich durch den Trubel, eigenartig erstaunte Blicke folgen mir. Ich beginne mich fast zu schämen in dem mich bedrückenden Bewußtsein, in dieser schönen Gesellschaft ein Eindringling zu sein.

Einer der Gäste sagt in froher Verleumdung zum Herren: „Reichert gestalte eine aufrichtige Frage. Dein Hund — wie soll ich es sagen . . . Warum nimmst du nicht einen Rassehund?“

Der Herr streicht über den kurzgehauchten Bart: „Was willst du damit sagen?“

Der Gast zögert in einer kurzen Verlegenheit, dann erwidert er: „Ich meine, diese Räume hier, dein Besitz, der Lebensstil werden doch einen ausgefuchsten Rassehund bedingen. Niemand hält sich einen solchen Köter. Du bist mir nicht gram, wenn ich es offen sage?“

Der Herr schüttelt verneinend den Kopf.

Ich bin die nicht böse wegen des Urteils, obwohl du unrecht hast. Ich werde dir dann später verständlich machen, was mit dem Hund geschehen wird. Die Rasse spielt bei mir keine Rolle. Schließlich sind wir, wie hier hier beisammen sind, doch zumißt auch von unten gekommen. Wer fragt bei den Menschen nach Rasse? Die Frage würde allen eine beträchtliche Verlegenheit bereiten. Glaubst du nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH
PURZL

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

„Du irrst“, schrieb Ranz, „draußen reden sie weniger von Kunst, schämen sie aber desto mehr. Bei uns schwätzen sie fortwährend von der Kunst, aber die Steuer ist die Hauptsache, die Erlaubnis. Die Kunst ist ihnen Mittel, diesem Land, das sie, die Vergangenheit ausbeutend, eine Kunststätte heißen anstatt einen fiskalischen Maschinenbetrieb.“

Der heimkehrende Maler übernimmt die Wohnung und mich. Der Geiger teilt ihm noch mit, daß ein Villenbesitzer mich erwerben wollte, nennt ihm den Namen und die Adresse.

Ein Symphonie beschließt den Abend.

Wie wird die Zukunft werden?

Ranz ist abgeteilt. Der sonst verträumte gute Geis verließ die Heimat als Flüchtender und Hassender. Ob der Staat sich nicht nützen würde, wenn er der Kunst mehr Verständnis entgegenbringen würde? Im Vormärz erwürgten sie die Kunst mit der Zensur, im Nachmärz mit dem Steuerbogen. Es gibt Institutionen, denen nicht zu helfen ist.

Der Maler ist mein Herr geworden, die Nachbarstochter füttert mich — zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Ich habe jetzt mehr Erde als Himmel.

Frauen geben bei uns aus und ein, jede heißt der Maler Bräutigam, das ihm um der Liebe willen helfen muß, die Zeit bis zum Einlangen der Bilderpreise von den Galerien zu überdauern. Hin und wieder kommt jemand und trägt ein Einrichtungsstück fort, dann leben wir wieder flottes.

Die Augen der Nachbarstochter gefallen mir nicht, sie sind messerscharf und forschend. Ihre Stimme durchschneidet die Luft, wenn sie den Maler fragt, wer diese oder jene Dame gewesen sei. Der Maler bezeichnet sie als Modelle oder Bestellerinnen von Porträts. Die Nachbarstochter scheint nicht daran zu glauben. Ich kenne das an den „Kindern“.

Ich fühle mich herrenlos, der Maler kümmert sich nicht um mich. Wissen möchte ich, wann er malt. Ich sah noch nie einen Pinsel in seiner Hand. Mein Urteil deckt sich mit dem der Nachbarstochter. Ein wenig Ordnung ist doch im Leben notwendig.

Heute gab es furchtbare Szenen. Eine junge Dame war bei uns und hatte sich, wahrscheinlich der Hitze wegen, ein wenig entleibet. Der Maler war sehr zärtlich und vergaß die Lüre abzusperrern. Die plötzlich eintretende Nachbarstochter brüllte wie eine Löwin. Die Fremde flüchtete, der Maler suchte sich zu verteidigen. Die Nachbarstochter beachtete keinen der lüchlich geformten Sätze:

„Ich hätte den Mietzins für dich bezahlt, was ich natürlich jetzt ablehne. Sieh zu, wie du es machst, daß du heute noch bezahlst, sonst verläßt dich deine Wohnung.“

Der Maler versuchte die Führende beim Kinn zu fassen und zu küssen, doch sie entriß sich ihm, verließ das Zimmer. Die Lüre dröbte in demernden Knall!

Ich zittere. Wenn wir das Heim verlieren! Was dann?

Der Maler brütet eine Zeitlang vor sich hin, dann pfeift er mir, legt mir den Bekford an. Endlich wieder einmal ein bißchen hinaus.

Wir fahren mit der Straßenbahn, ich betrachte mir das Straßenbild, die vorüberstehenden Menschen. Wieviel werden darunter sein, die nachdenken, wie sie die Miete bezahlen werden? Aber man sieht es niemandem an.

Nach dem Verlassen der Straßenbahn wandern wir durch die Straße, in welcher der Schuhmann unserem Musikieren ein unvermutet rasches Ende bereite. Dort, in der grünen Bauminsel, liegt die schöne Villa.

Der Maler nähert sich deren Tere, drückt auf den Klingelastler, ein herbeilindes Stubenmädchen öffnet. Wir treten ein.

Die Familie weilt im Hause, der Besizer kommt uns entgegen, fragt kühl nach dem Wunsche des Besuchers, erblickt mich.

„Das ist der Hund des Musikanten.“

Ich bitte, er streichelt mich. Der Maler teilt die schwere Erkrankung des Geigers mit. Der habe mich dem Maler übergeben mit dem ausdrücklichen Wunsche, mich dem vornehmen Tierfreund zu überbringen, um der Frau und dem Fräulein eine Freude zu bereiten.

Daran ist kein Wort wahr. Ich belle protestierend. Was nützt es, ich kann den fälschenden Maler nicht entlarven. Welchen Zweck verfolgt er mit dem Geschenk?

Ich bedeute keine, denn der Maler setzt auflärend hinzu, daß der von dem Villenbesizer gebotene Betrag von dem Maler übernommen und dem armen Musiker in das Capital überbracht werden würde. Der Villenbesizer zieht seine Briefstache und übergibt dem Maler eine Banknote. Der streichelt mich noch einmal, ich beachte ihn nicht und lege mich zu den Füßen des neuen Herrn.

Eine Minute später fällt die Stütze ins Schloß — ich habe wieder einmal ein neues Heim.